

Bibliotheken sind die Speicher des Wissens. Die Aufstellung der Bücher, oft in den Türmen, die Bibliotheken sind oder die sie begleiten, spiegelt den Aufbau der Welt. Zu diesem Aufbau gehört auch das lesende Subjekt, das ein visuelles Verhältnis zur Welt unterhält. Wie der Turm, so ist auch das Subjekt »zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt«. Digitalisierte Bibliotheken dagegen magazinieren zwar Bücher, aber speichern nicht mehr das Wissen. Das Wissen ist anderswo, in Clouds und Netzwerken, immerzu unterwegs. Die Bibliothek kann es nur öffnen. Zu diesem Zweck muss sie vom Turm umstellen auf die Taste, etwa die Maustaste. Damit verschiebt sich auch das implizite Subjekt. Es wird taktil. Und ein taktil, ein texturiertes, gewichtiges und voluminöses Objekt wird dann auch das Buch. Es ist nicht mehr Informationsträger, sondern wird, wie sein Subjekt, als Körper relevant. Das schließt am Ende auch die Frage danach ein, wie sich Bücher eigentlich ohne uns, untereinander und zueinander verhalten, wenn sie einander in den Magazinen und Lesesälen begegnen.

Libraries are repositories of knowledge. The way in which books are arranged in library towers (literal and figurative) mirrors the structure of the world. This structure also includes the subject – the reader – who maintains a visual relationship with the world. Like the tower, the subject is, as Goethe phrased it, »born to watch, appointed to observe«. Digital libraries, on the other hand, contain books but no longer store knowledge. The knowledge is elsewhere, in clouds and networks, and is perpetually in motion. The library is merely the place where it is accessed. The tower is thus transmogrified into a button, a mouse button. This also brings about a shift in the implicit subject. It is rendered tactile. And thus the book becomes a tactile, textured, weighty and voluminous object. It is no longer an information carrier, but attains relevance as a physical entity, like its subject. Ultimately this also includes the question of how books interact with – and in relationship to – each other in our absence, juxtaposed with each other in the stacks and reading rooms.

LORENZ ENGELL

Die Bibliothek zwischen Turm und Taste

Der Bücherkubus der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar ist, schon von seiner Anordnung in dem gesamten Gebäudekomplex her, so etwas wie der zentrale Ort, das Herzstück der Bibliothek, ihr weitester und meistbesuchter Raum. Aber ihr wichtigster und aufschlussreichster Ort ist er vielleicht dennoch nicht. Denn der prägende und bezeichnende Raum der Bibliothek liegt, wie so oft, eher an ihrem Rand. Es ist weniger der relativ leicht zugängliche, öffentliche Bereich, sondern er ist eher in den arkanen, abgeschiedenen Räumen zu finden. In historischen Zeiten war das der Turm der Bibliothek. Auch wenn er nicht sehr hoch ist, so birgt doch der Turm das ehemals Allerheiligste, nämlich die Privatbibliothek des Landesfürsten. Sie ist für andere unzugänglich, aber nach außen hin, eben wegen des Turms, gut sichtbar. Das ist kein Zufall, denn Türme und Bibliotheken bilden auch anderswo eine seltsame, aber hoch aufschlussreiche Einheit.

Inzwischen aber ist das Kernstück vom Turm an einen anderen Ort gewandert, nämlich unter die Erde, in den Keller. Der Großteil der Bücherbestände und die Mehrzahl der Leseplätze befindet sich inzwischen unter Tage, im Keller der Bibliothek, bezeichnenderweise nicht mehr im Turm des Großherzogs, sondern unter dem *Platz der Demokratie*. Dort ist er im Prinzip zwar nicht für alle, vor allem nicht für alle auf einmal, aber

doch für einige frei zugänglich. Er ist jedoch von außen völlig unsichtbar.

Hinter dieser Verschiebung des Kernstücks von einer Peripherie der Bibliothek zur anderen, vom Turm in den Keller, von der Sichtbarkeit in die Unsichtbarkeit, von der Unverfügbarkeit in die Verfügbarkeit, wirkt eine ganz grundsätzliche und tiefgreifende Veränderung der Bibliothek. Sie hängt mit einer großen kulturellen Verschiebung der Gegenwart zusammen, die wir alle kennen und erfahren und im allgemeinen mit dem Schlagwort der Digitalisierung bezeichnen, der kompletten Durchdringung des Alltags mit Rechnern und dem Vordringen des beweglich gewordenen Rechners und der Vernetzung in alle Lebensbereiche. Davon handelt, auf einigen Umwegen zu den Peripherien des Geschehens, der folgende Beitrag.¹

Die Bibliothek

Gedächtnis und Wissen

Was ist und was leistet eine Bibliothek? *Toute la mémoire du monde* – alles Gedächtnis dieser Welt, so hat Alain Resnais seinen berühmten Film über die Bibliothèque nationale in Paris genannt.² Alles Gedächtnis dieser Welt zu repräsentieren, das ist der klassische Anspruch der Bibliothek. Ein vermessener und vielleicht

verfehelter Anspruch natürlich, unmöglich einzulösen und zudem womöglich nicht einmal wünschenswert. Er setzt z.B. voraus, dass alles Gedächtnis die Form von Büchern annehmen kann, die man dann in der Bibliothek speichert, was natürlich so gar nicht der Fall ist. Und er nimmt weiter an, dass alles Aufschreiben, Drucken und Lesen von Büchern der Entäußerung des Gedächtnisses dient, was ebenfalls nicht der Fall ist, und dass umgekehrt alles Wissen die Form des Gedächtnisses annimmt, was auf eine platonische Idealisierung hinausläuft und zumindest angezweifelt werden kann. Zum Beispiel kann Wissen auch die Form von Anweisungen oder Anleitungen annehmen, von Algorithmen, würden wir heute sagen. Wissen ist deshalb, wie auch Sinn, weder universalisierbar noch zentralisierbar noch monologisierbar, also allein auf das Wort gegründet. Also kann auch keine Bibliothek der Welt das Motto Resnais' einlösen und sollte es vielleicht auch gar nicht versuchen.

Dennoch werden Bibliotheken traditionell und völlig zu Recht begriffen als Orte des Sammelns und des Versammelns, als Orte, ja als Leuchttürme des Wissens und des Sinns und der Sinnstiftung sowie der Bildung. Oder doch zumindest eines bestimmten Wissens, einer bestimmten Sinnstiftung und einer bestimmten Bildung. Es muss ja nicht gleich das ganze Wissen sein und der ganze Sinn. Es sind vielmehr regionale Formen von Wissen und Sinn, wie sie im Abendland vielleicht schon seit der Antike, sicher seit dem christlichen Mittelalter, verstärkt seit der Renaissance und schließlich verschärft seit der Aufklärung als zentral gelten. Sie haben einen Focus, eine Adresse, an die sie sich wenden, und das ist das abendländische Individualsubjekt, wissend, gebildet, frei und selbstbestimmt, wie wir es spätestens seit der europäischen Aufklärung anstreben. Seiner Erzeugung und Vervollkommen soll die Bibliothek dienen.

Wir werden allerdings später sehen, inwiefern die Bibliothek tatsächlich etwas vollkommen anderes macht, und dass uns die digitalen Bedingungen, mit denen wir es heute zu tun haben, genau darauf aufmerksam machen können. Denn mit der Digitalisierung ist eine andere Auffassung und Funktion der Bibliothek nach vorne getreten. Sie ist natürlich nicht erst mit der Digitalisierung, also mit dem Hervortreten des Computers und insbesondere des Computernetzes entstanden, aber sie hat dadurch eine überragende Geltung erhalten. Bibliotheken sind nämlich andererseits keineswegs Orte des Wissens, sondern Pforten des Wissens, Zugänge zum Wissen, und die gehen über den Keller, sie benötigen Bildschirme und Kabel und eben Tastaturen.

Die Bibliothek enthält das Wissen nicht mehr. Wo immer genau sich das Wissen oder das Sinnangebot auch befinden mag, es ist irgendwo da draußen, in der Wüste, oder im permanenten Umlauf, und nicht mehr hier drinnen. Aber was und wo es im Einzelnen auch sei, die Bibliothek öffnet den Zugang dazu. Sie besitzt das Wis-

sen nicht mehr, sondern eröffnet es, und zu einem Teil erzeugt sie es überhaupt erst, indem sie es nämlich konfiguriert. Das Wissen ist nicht mehr Inhalt, weder der Bibliothek noch der Bücher noch sonst wessen Inhalt, sondern Prozess und Produkt.

Das klingt noch vage und unspezifisch, aber es ist so schwerwiegend und auch schwierig zu verstehen, dass schon die Metaphern dafür nicht mehr richtig funktionieren wollen. Denn auch das Bild von der Pforte ist falsch. Wir gehen durch die Bibliothek nicht hindurch an einen anderen Ort. Vielmehr ist die digitalisierte Bibliothek eine Schnittstelle zum Wissen, eine Stelle, an der das Wissen sich zeigt und der Sinn auftritt, an der es aufscheint, und auch das ist nicht ganz richtig, denn es zeigt sich auch nicht, sondern es wird berührbar. Damit wird sich aber erst der zweite Teil dieses Beitrags beschäftigen, wenn wir in den Keller und zu den Tastaturen gehen. Zunächst soll es im ersten Teil noch einmal näher um die Bibliothek als den Leuchtturm des Wissens gehen, der sie immer war und sicher auch heute, wenngleich nur mehr zu Teilen, noch ist.

Lesende

Dass die Bibliothek mindestens bis zu ihrer Digitalisierung ein Ort und Hort des Wissens ist, heißt zweierlei, wie jeder weiß, der einmal eine Bibliothek betreten hat. Zum einen ist die Bibliothek ein Speicher des Wissens, soweit es in Büchern niedergelegt ist, also ein Magazin, ob Freihand aufgestellt oder nicht. Und zum anderen ist die Bibliothek ein Aufenthaltsraum, ein Ort des Lesens, der Bildung und der Forschung, ein Lesesaal. Lesesäle sind neben Schulen die wichtigsten Orte, an denen Leser und Leserinnen verfertigt werden. Lesende gibt es ja nicht einfach so, man muss sie erst heranbilden. So erzeugt das Medium, hier also die Bibliothek, seine Nutzenden selbst, keineswegs umgekehrt. Keineswegs gibt es erst Leserinnen und Leser, und zu ihrem Nutzen werden dann Bibliotheken eingerichtet. Die Verhaltensregeln, die in einem Lesesaal gelten, muss man erst erlernen. Zum Beispiel muss man schweigen im Lesesaal und auch ohne jede andere sinnliche Anregung auskommen. Man darf auf keinen Fall essen und im Grunde auch nicht trinken. Man darf sich praktisch nicht bewegen, sondern muss am besten stillsitzen, und zwar idealerweise ganz allein je für sich, z.B. an einem Arbeitstisch. Von der Außenwelt ist der Lesesaal fast völlig abgeschlossen durch zahlreiche Durchgänge, Sperren, Zwischenräume. Die Bibliothek ist eine paradigmatische Einrichtung der Foucaultschen Disziplinargesellschaft.³

Das ist also die Leserin oder der Leser, und das ist das abendländische Sinn- und Wissenssubjekt: Abgeschlossen von der Welt, allein für sich, in sich gekehrt, vollständig ruhig, tendenziell körper- und bedürfnislos, und vollkommen auf die Tätigkeit des Lesens konzentriert. So an das Buch gekoppelt begegnet das lesende

Subjekt dennoch der ganzen Welt im Buch, tout le savoir du monde, und als Buch. Und es begegnet darin sich selbst und findet sich selbst, in der Kopplung mit dem Buch, das es von der Welt abtrennt und der Welt enthebt und ihm zugleich die ganze Welt zu Füßen legt, wird das Subjekt erst so richtig Subjekt. Dazu aber muss es sich auf einen einzigen verbleibenden Sinn, nämlich den Augensinn, auf das Sehen, vollständig konzentrieren und sich in diesem Sehen gerichtet verhalten, ausgerichtet, geordnet, diszipliniert und aktiv wie in der taxischen Aufstellung der antiken Schlachtordeung des Militärs, nämlich gerichtet auf den Text, und nicht etwa umherschweifend.

Vielmehr noch als zum Beispiel das Kino oder andere Bildmedien zieht die Bibliothek einen privilegiert visuellen, ja einen komplett optozentrischen Menschen heran. Das hat schon früh der Medientheoretiker Marshall McLuhan erkannt, als er 1960 sein Buch über die Gutenberg-Galaxis, also über das Universum des Buches und der Bibliotheken und des Lesens schrieb.⁴ Zudem ist der Lesende zweitens ein lineares Wesen, denn das Lesen geschieht idealerweise streng linear, der Anordnung der Zeilen und Seiten folgend, eins nach dem anderen. Dieser linearen Anordnung, die uns das Buch aufnötigt, folgen dann im besten Fall auch die Argumente in Begriff, Satz und Schluss, denen wir beim Lesen folgen, oder die Erzählung der Begebenheiten, die uns in ihren Bann schlägt. Ganz selbstverständlich folgen wir der Logik des vorher und nachher, denken wir in den Termini von Ursache und Wirkung, von Zweck und Mittel. Schwierigkeiten beim Beschreiben und Begreifen machen uns hingegen simultane und komplexe Vorgänge, denn wir sind als akkulturierte Lesende gewohnt, die Welt ausschließlich in linearen Termini zu begreifen oder eben zu lesen.

Medien

Und diesem folgt auch, wenn wir vom Lesesaal zu dem anderen Raum übergehen, der die Bibliothek ausmacht, dem Speicher oder dem Magazin, die Anordnung und Aufstellung des Buches selber in der Bibliothek, sei es nach dem Alphabet, sei es nach laufendem Eingang, sei es nach Sachgruppen. Freilich ist einer der großen Vorteile erstens des im Lesesaal gelesenen Buches und zweitens des Magazins der Bibliothek, dass die Linearität der Anordnung auch umgekehrt und ausgesetzt werden kann. Anders als in der gesprochenen Sprache – und anders auch als im Radio oder im Film – kann das Tempo beim Lesen selbst bestimmt werden, man kann sogar zurückblättern und eine Passage noch einmal lesen oder gar überspringen. Und genau so können wir ein Buch aus dem Regal herausnehmen, ohne zuvor alle anderen, in der Reihe davorstehenden Bücher herausnehmen oder gar lesen zu müssen, und eine Bibliotheksverwaltung kann sogar beschließen, die Aufstellung neu und ganz anders vornehmen zu lassen. Buch und Bibliothek

sind also einmal unhintergebar linear und können nur linearisierbares Wissen weitergeben und erzeugen, aber innerhalb der Linearität entkoppeln sie das Wissen und seinen Erwerb von den strengen Vorgaben des Zeitablaufs. Sie erlauben eine Zeitachsenmanipulation.

Die Bibliothek ist also mit dem Lesesaal ein Prozessor, der Lesende verfertigt, mit all den Eigenschaften, die wir aufgezählt haben, und sie ist ein Speicher, aber sie speichert nicht unmittelbar Wissen, sondern Bücher. Darauf möchte der Verfasser noch ein wenig beharren. Dem in den Büchern niedergelegten Wissen gegenüber ist die Bibliothek nämlich völlig neutral. Ob ein Buch recht hat oder lügt wie gedruckt, das ist der Bibliothek völlig gleichgültig. Nicht die Inhalte prägen die Leserschaft, sondern die medialen Eigenschaften des Lesesaals der Bibliothek. Als Speichermedium enthält sie erst einmal ein anderes Medium, das Buch. Aber auch das Buch ist inhaltsneutral, denn auch das Buch speichert andere Medien. Jedes Medium hat, so sagt erneut Marshall McLuhan, ein anderes Medium zum Inhalt. Das gilt laut McLuhan für alle Medien außer dem Licht und dem elektrischen Strom, die für ihn Primärmedien sind.⁵

Inhalt eines Buches ist deshalb zum Beispiel nicht etwa die Geschichte, die es erzählt oder die Information, die es gibt. Das Buch kann vielmehr verschiedene Medien enthalten, zum Beispiel Karten, Bilder, Tabellen, Formeln und Texte, und diese wiederum enthalten Zahlen, Schrift, Linien, Symbole usw. Die meisten, wenn auch vielleicht nicht immer die schönsten Bücher der Bibliothek enthalten Texte. Texte ihrerseits enthalten Schrift, die Schrift enthält die Sprache, die Sprache enthält Anordnungen, und zwar in einem doppelten Sinn: Sie besitzt eine Gliederung, d.h. eine Struktur und sie erteilt Anweisungen, nach denen wiederum unser Gehirn bestimmte Operationen der Gliederung und Strukturierung vollzieht, die wir dann als Information oder als Geschichte annehmen. Sie ist wiederum das Medium für die Bedeutung des Textes, die wiederum einen Sinnhorizont aktualisiert, der seinerseits durch Bilder, Texte, Tabellen und ähnliches aufgespannt wird, wie sie in Büchern abgedruckt werden.

Bücher

Betrachten wir das Buch in der Bibliothek für einen Moment noch etwas genauer. Das Buch, so wie wir es heute kennen, ist ein technisches Artefakt. Es ist zu dem, was wir heute darunter verstehen, geworden durch eine technische Revolution, den Buchdruck, aber Bücher hat es natürlich vorher auch schon gegeben.⁶ Der Buchdruck ist ein sehr früher Fall einer Produktionstechnik, die darauf beruht, ein geschlossenes Ganzes, nämlich einen fortlaufenden, zusammengehörigen Text, uneingedenk seines etwaigen Sinn- und Bedeutungsinhalts, in seine elementaren Einzelteile, die Lettern, zu zerlegen. Außerdem ist das Buch eines der ersten Serienprodukte, denn es basiert darauf, von einem Urmodell

aus sehr viele vollkommen erscheinungsgleiche Exemplare, eine Auflage, zu erzeugen. Das Buch existiert in sehr vielen vollkommen typgleichen Exemplaren. Man kann es kaufen und besitzen, und auch, wenn der besondere Reiz einer Bibliothek darin bestehen kann, Bücher zu besitzen, die nur ein einziges Mal existieren und nur hier liegen, so werden doch die meisten Bücher einer Bibliothek genauso gut anderswo zu finden sein. Bücher sind marktgängige, arbeitsteilig und industriell erzeugte Waren.

Dieser Vervielfältigungsvorgang macht natürlich nur dann Sinn, wenn klar ist, dass der jeweilige gedruckte Text, den man vor sich hat, in seiner letztlich unverbindlichen Typografie selbst oder auch in seinem Satzspiegel und seiner Paginierung nichts zu tun hat mit dem, was er beschreibt oder abhandelt. Mit der bloßen Reproduktion des Textes wird nicht auch das Beschriebene mitreproduziert. Wer einen Text fotokopiert, hat ihn noch lange nicht verstanden. Das ist für uns normal, wir amüsieren uns über die Schreibenden, Kopisten und Gelehrtenkinder früherer Jahrhunderte, die die Werke der Meister getreu abschrieben, gerne auch in fremder Sprache, ohne sie überhaupt lesen zu können. Dennoch war die Trennung von Schriftform und Gehalt etwa für die Buchkopisten des Mittelalters, vor dem Buchdruck, keineswegs gegeben. Zusammen mit der Schrift wurde auch die Wahrheit kopiert. Für uns dagegen hat die Schrift eines Buches mit der Wahrheit nichts mehr zu tun. Und nichts an der Textoberfläche des gedruckten Buches verweist auf die individuelle Handschrift einer Autorin oder eines Kopisten, nichts spiegelt die Umstände der Produktion und der Rezeption des Textes. Von all dem, so meinen wir zumindest und zumeist, abstrahiert das gedruckte Buch.

Fassen wir zusammen. Die Bibliothek speichert Bücher und erzeugt Lesende, die Bücher speichern Texte, und das Lesen dient ihrer Aneignung. Lesen fördert eine gegliederte, strukturierte, logische und rationale Haltung zur Welt. Es fördert die Individualisierung und eine distanzierte, hoch vermittelte Position sowie eine strenge Scheidung zwischen Subjekt und Objekt der Lektüre (die dann durch allerlei textuelle Mechanismen wie die Erzeugung von Spannung und Neugier wieder kunstvoll überbrückt wird). Und genau dies, die Schaffung abstraktionsförmiger Distanz und objektiver, nicht involvierter Erkenntnis, ist es, was immer wieder dem Angewandten zugeschrieben wird.

Der Turm

Bibliothekstürme

Und damit kommen wir nun endlich zum Turm. Auch der Turm nämlich ist ein Medium, der ein Medium enthält, eben die Bibliothek, oder Teile von ihr, und der seinerseits in einem anderen Medium enthalten

ist, wenigstens ursprünglich und zumeist, in der Burg oder in der Stadt. Die Zusammengehörigkeit von Turm und Bibliothek ist erstaunlich. Babylon zum Beispiel hatte einen berühmten Turm, den Turm zu Babel, und eine Bibliothek, die Bibliothek von Babel, beschrieben von Jorge Luis Borges.⁷ Alexandria, auch eine antike Megalopolis, verfügte über einen weltberühmten Turm, den Pharos, und über eine nicht minder grandiose Bibliothek. Die Bibliothek der University of California in San Diego sitzt in einem gläsernen Turm, das Leipziger Universitäts-Hochhaus hat die Form eines Buches, der Universitätsturm in Jena war ursprünglich zur Aufnahme der Universitätsbibliothek bestimmt.⁸ Umberto Eco hat in »Der Name der Rose« die mörderische Bibliothek in einen Turm hinein imaginiert.⁹ Schon zuvor hat Rudyard Kipling eine Bibliothek im Dschungel in einen Turm hineinplatziert, und von dem Philosophen Jean François Lyotard gibt es eine Erzählung mit dem Titel »Die Mauer des Pazifik«, in der eine in einem Turm gelegene Bibliothek eine wichtige Rolle spielt.¹⁰ Die Liste ließe sich endlos fortsetzen. Mit ihrem Turm ist also auch die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in der allerbesten Gesellschaft. Und so wie die Bibliothek, das Buch, die Schrift durch und durch visuelle, optozentrische Medien sind, so ist es auch der Turm.

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt ist nämlich nicht nur der Lynkeus, auf deutsch: der Luchs, der Turmwächter oder Türmer in Goethes Faust, sondern auch sein Werkzeug, sein Medium, der Turm. Türme dienen dem Sehen und Gesehen werden.¹¹ Der Turmblick unterwirft, deutlicher als die ebenerdige Wahrnehmung dies vermag, die Welt dem Blick. Sind Blick und erblickte Welt beim ebenerdigen Schauen buchstäblich auf einer Ebene – die Beobachterin ist Teil der Welt, die sie beobachtet –, so wird die Welt beim Turmblick einseitig zum Gegenstand der Wahrnehmung und die Beobachterin oder Wächterin zu ihrem Subjekt. Sie gehört der wahrgenommenen Welt nicht, zumindest nicht unmittelbar, an. Je weiter oben sie sich befindet – vergessen wir nicht, dass der Turm zu Babel den Himmel erreichen und es dem Schöpfer gleichtun sollte – desto deutlicher wird, dass der Betrachtungsgegenstand weniger das einzelne Detail, sondern der Zusammenhang ist, der Überblick, in dessen Horizont dann das Detail, zum Beispiel die einzelne auffällige Bewegung, zu erkennen ist.

Nimmt man Ferngläser und Fernrohre, ideale Ergänzungen des Turms, aber doch etwas Anderes, zur Seite, dann ist das Eigentümliche des Turmblicks eben nicht seine Genauigkeit und Nähe, wie das etwa auch beim Mikroskop der Fall ist, sondern genau im Gegenteil: Der Blick vom Turm gilt bis heute der Erfahrung von Weite, von Zusammenhang, von Welt als einem Gefüge, als maximalem Erfahrungs-, Sinn- und Gegenstandshorizont. Der Turmblick erfasst alles, was in seiner Reichweite liegt, und diese Reichweite selbst, ganz wie die Biblio-

thek, *toute la mémoire du monde*. Das einzelne gelesene Buch mag sich dann dazu verhalten wie der Fernrohrblick. Er hat einen Gesichtskreis. Vom Turm aus kann damit auch etwas Bestimmtes adressiert werden. Der Blick vom Turm kann vektoriell werden, gerichtet, auf eine ganz bestimmte Stelle oder ein Individuum zielen.

Blick und Turm

Der Turm bietet aber nicht nur einen Ausblick, sondern auch einen Anblick, ist nicht nur Aussichtspunkt, sondern auch Ansichtspunkt. Er kann auch von unten gesehen werden und nimmt dann die Funktion einer Landmarke an oder eines Leuchtturms. Türme können aus sehr großen Entfernungen sichtbar sein und dadurch nicht nur als Werkzeug oder Dispositiv der Wahrnehmung dienen, indem sie denen, die oben stehen, Orientierung verleihen. Sie werden auch zum Anlass der Orientierung und der Ausrichtung und sogar der Sinngebung jener, die unter ihm leben. Denn alle, die diesen Turm betrachten, gehören in gewisser Hinsicht zusammen und bilden ein Publikum. Sie sind nicht nur durch das gemeinsame Sichtbarsein von oben, sondern auch durch den gemeinsam von unten geworfenen Blick auf den Turm zusammengeführt.

Beim Turmbau zu Babel und bei den großen Kathedralen des Mittelalters sollten die Türme über große Weiten hinweg sichtbar sein und so gleichsam ausstrahlen auf diejenigen, die die Türme betrachten. Insofern bildet der Turm sogar ein Massenmedium und gehört in die Tradition des Rundfunks und des Fernsehens, was schließlich zu Rundfunk- und zu großen ikonischen und identitätsstiftenden Fernsehtürmen geradezu führen musste. Der einzelne in seinen beschränkten Erfahrungsmöglichkeiten kann sich plötzlich als kommuniziert wahrnehmen, als zusammengefasst, als Teil einer Gemeinschaft von Menschen, die sich ebenfalls im Einzugsbereich dieses Turms befinden.¹²

Das gilt auch dann, wenn die konkreten einzelnen Personen, die diese Gemeinschaft untereinander bilden, einander völlig unbekannt bleiben, einander nicht wahrnehmen können und vielleicht auch dieser Gemeinschaft ablehnend und feindselig gegenüberstehen. Im Blick auf den Turm müssen sie einander dennoch unterstellen, dass sie jeweils da sind, und einander genau diese Annahme ebenfalls und reziprok unterstellen. Die Reichweite seiner Sichtbarkeit markiert so ein Territorium selbstverständlich auch der Herrschaft.

Der Pharos von Alexandria, bei Tag mit feuchtem Holz befeuert, das einen dicken Rauch ergibt, und bei Nacht mit trockenem, das hell brennt, und so in seiner Sichtbarkeit noch gesteigert, bezeichnet so die Reichweite des zivilisierten Lebens oder sogar des Lebens überhaupt, nämlich der kulturierten und bewohnbaren Welt. Den Seeleuten draußen im schwarzfarbenen nächtlichen Meer, dem Reich des Unheimlichen, verspricht er die Rückkehr in die Gemeinschaft der Zivili-

sierten, sobald sie des Lichtes ansichtig werden. Neben seiner Funktion als Orientierungs- und Landmarke, als Navigationsinstrument artikuliert der Pharos also auch, wie wohl jeder Turm, einen Sinn- und Kulturhorizont.

Die Ordnung der Welt

Dies alles scheint nun auf den Weimarer Bibliotheksturm gerade nicht zuzutreffen, denn dafür ist er erstens doch zu niedrig und zu klein, und zweitens hat er gar keine Aussichtsgalerie. Und dennoch ist auch er sichtbar, markiert auch er eine Zone der Akkulturation und vermittelt auch er einen gerichteten, vektoriellen Blick mit einem umfassenden und welterzeugenden Blick. Und immerhin hat er wenigstens Fenster, und was man aus diesen Fenstern sehen kann, ist durchaus erstaunlich. Der Direktor der Bibliothek, Reinhard Laube, war so großzügig und so freundlich, dem Verfasser beim Besuch vor etwa einem Jahr einmal einen Ausblick vom bzw. eine Einsicht in den Turm zu gewähren und den Aufbau zu erklären.

Der Turm hat mehrere Stockwerke, die allesamt mit Bücherregalen rundherum ausgestattet sind; in der Mitte verbindet eine Wendeltreppe, die sich um einen einzigen riesigen Baumstamm als Spindel herumdreht, die Etagen. Wenn die Erinnerung nicht trügt, sind die Stockwerke mit einer Art vertikaler Ordnung versehen, die doppelter Art ist und die relative Lage im Turm mit einer inhaltlichen Bestimmung ausstattet. Das untere Stockwerk des Turmes, durch das man eintritt, ist fensterlos. Die Regale enthalten, allem unbefugten Hinblick und Zugriff entzogen, den Sammlungsbereich der Erotica, der Liebeskunst. Die Bücher gelten dem nächsten, Innersten, Intimsten und Ersten und benötigen keinen Blick nach draußen.

Das nächste Stockwerk aber hat ein Fenster, das sich auf den nahen Park hin öffnet und den Blick auf Wiesen und Bäume freigibt. Die Bücher in den Regalen umfassen, zum Teil hinreißend illustriert, die Schriften zur Natur, zur Gartenkunst, zum Landbau. Die darauffolgende Etage hat ein Fenster, das, etwas höher gelegen, zum Exerzierplatz hinausgeht, den man von hier in seiner Ordnung und Regelmäßigkeit von höherer Warte aus sehen kann. Die Bücher handeln entsprechend von dem, was kein privates Interesse mehr ist, sondern den Souverän angeht, nämlich von Staats-, Kriegs- und Regierungskunst. Schließlich kommt die oberste Etage mit einem Fenster, das den Blick auf den Himmel freigibt. Die hier versammelten Bücher behandeln die Astronomie und die Mathematik. Es besteht also ein ganz flagranter Zusammenhang jeweils zwischen Ausblick und Einblick. Der Blick ins Buch ist eine jeweils abstrahierende Fortsetzung des Blicks aus dem Fenster.

Die Ordnung des Wissens im Turm ist eine hierarchische und zugleich eine Ordnung der Sinne. Es beginnt mit dem Intimen. Denn unten beginnt sie mit dem, was gar keine Angelegenheit des Blicks, sondern der soge-

nannten unteren Sinne ist. Was es hier zu lesen und zu sehen gibt, will eigentlich mit den Augen ertastet werden und mit dem Tastsinn erfahren. Es soll uns eigentlich so nahe wie möglich kommen. Danach folgt der Nahblick, auf Augenhöhe mit der Natur. Die Bücher widmen sich dem Detail und bilden es, wenn es geht, nach, sie versetzen uns in die Natur, deren Teil wir sind. Sie markieren den Übergang vom Privaten, nämlich der individuellen Liebhaberei für die und dem Wissen von der Gartenkunst und der Botanik und Geologie, zum Allgemeinen und Öffentlichen, nämlich dem Wissen von Park, Landschaft und Landbau.

Darauf folgt der ordnende und souveräne Blick hinab auf das, was den Souverän selbst nicht mehr mit umfasst, sondern von ihm beherrscht wird. Und schließlich geht der Blick hinauf und versetzt uns in die Untersicht auf das, was noch größer und höher ist als wir, und nicht historisch ist, sondern ewig währt. Und auch hier erweitern die Bücher den Blick von der begrenzten Perspektive des Fensterausschnitts auf das Prinzipielle und das Weite. Das ist der Weg der Abstraktion vom Besonderen zum Allgemeinen und des souveränen Subjekts, das sich von den unteren und nahen Sinnen zu den oberen und fernstreichenden Sinnen entfaltet, der vom Körper und seinem sinnlichen Können in der Liebeskunst aufsteigt zum immer noch ästhetisch grundierten Wissen von der uns umgebenden Natur, in die wir eingelassen sind, über das Regieren und Herrschen und das Herrschaftswissen bis zum Wissen in seiner höchsten und abstraktesten Form. Es ist dies der Weg der Bibliothek.

Dass diese Ordnung und das gesamte Regime der Blicke, mit dem sie zusammenhängt und das sie verkörpert, ganz selbstverständlich eine hochgradig gegenderte ist, das liegt bei all dem auch auf der Hand und ist keineswegs an die schon allzu naheliegende Interpretation des Turms als männliches (und eventuell dann des Kellers als weibliches) Raumsymbol gebunden. Natürlich ist der Fürst ein Mann, die intime Leserin dagegen bleibt zu Hause. Und dennoch kommen auch hier Zweifel auf. Erstens einmal ist es leichtfertig, von einer schlichten Binarität der Geschlechter auszugehen. Das war früher nicht anders als heute. Mann und Frau sind auch nur je unterschiedlich konfigurierte Mischungsverhältnisse, Verhaltensformen und Vereindeutigungen aus einem Kontinuum. Das legt zweitens den Gedanken nahe, dass die Bibliothek mit Lesesaal und Turm weniger ein Ausdruck von Geschlechterverhältnissen ist als vielmehr eine Maschinerie zu ihrer Erzeugung. Hier werden Männer und Frauen allererst hergestellt. Allerdings lassen besonders die Weimarer Verhältnisse durchaus den Schluss zu, dass es auch dabei allerlei Varianten und Devianzen und Pluralitäten gegeben haben mag und dass die Dinge nicht ganz so einfach lagen wie beim plakativen Gegensatz von Turm und Taste, aber das soll wirklich gerne den Spezialistinnen und Spezialisten überlassen werden.

Die Taste

Zugang und Membran

Heute aber ist die Fürstenbibliothek nur noch Museum, alles ist anders geworden. Das liegt nun vielleicht weniger an der bloßen Dislozierung des Magazins vom Turm in den von außen unsichtbaren Keller. Auch wenn das ein plakatives Zeichen für den Wandel sein mag, so hatten Bibliotheken doch stets Keller, lange vor der Digitalisierung, und auch Resnais' berühmter Film beginnt im Keller der Bibliothek. Es liegt vielmehr an den digitalen Werkzeugen, die in der Bibliothek zum Einsatz kommen, und deren optimaler Einsatzort der Keller ist. Das Wissen vergegenständlicht sich nicht mehr wie im Buch, und die Bibliothek organisiert es auch nicht mehr. Vielmehr organisiert und kauft sie für uns, ihre Leserschaft, den Zugang zum ortlos gewordenen Wissen, das die Verlage, die Zeitschriften, die Plattformen, die Autorinnen und Autoren selbst womöglich, im Netz anbieten und ausbreiten. Das Wissen selbst ist, da es nicht mehr zu Gegenständen wie Büchern oder festen Bildern auskristallisiert, auch nicht mehr besitzbar. Sehr wohl aber ist es kontrollierbar, und bezahlt wird nicht mehr für das Wissen oder auch für die Sinnstiftung und Sinnkritik durch Literatur, selbst, sondern für den bloßen Zugang zu ihm.

Wir können diese neue Ökonomie des Wissens mit der des Straßenverkehrs vergleichen: Die Teilnahme am Straßenverkehr war bislang an den Besitz eines Fahrzeugs gebunden. Künftig wird sie durch Mautsysteme kontrolliert, reguliert und abgerechnet werden. Wer den Zugang kontrolliert, kann dafür Geld einfordern.¹³ Und diese Ökonomie erledigt für uns Lesende die Bibliothek, niemand könnte so viele Zugänge kaufen und anordnen, wie die Bibliothek sie bereitstellen kann. Wir müssen nicht einmal mehr an die Regale gehen, wir bleiben gleich an den Bildschirmen sitzen und lassen uns alles, was wir wissen wollen, auf den Bildschirm spielen.

Zum Lesen benötigen wir beim Buch stets wenigstens etwas Licht, dagegen bringt der Bildschirm das Licht, das er braucht, selber mit, er leuchtet selbst und steht am liebsten im dunklen Raum. Und die Texte und Bilder sind auch nicht eigentlich auf den Bildschirmen, so, wie sie auf den Seiten der Bücher sind, bei denen dieselbe Seite stets den selben Text trägt. Vielmehr werden sie dort, auf dem Bildschirm, angezeigt oder auf den Bildschirm geschaltet. Sie können erscheinen und verschwinden. Von der Welt da draußen sind wir durch den Bildschirm nicht abgetrennt, sondern lediglich abgeschirmt. Das bedeutet, dass die Welt (oder besser: das Wissen, das natürlich immer noch in Buchstaben, Zahlen und Bildern, besonders in Bildern, auch bewegten, codiert ist), dass diese Welt sich anmeldet auf dem Bildschirm, uns buchstäblich auf den Leib rückt. Wir sind nur wie durch eine Membran oder eine Haut durch den Bildschirm von ihr getrennt.

Bildschirm

Die Informationen tragen sich außerdem nicht auf dem Bildschirm ein wie die Schrift auf der Seite, sondern sie zeichnen sich darauf ab. Der Bildschirm ist kein Fenster, sondern eine Anzeige. Und Anzeigen liest man nicht, man liest sie vielmehr ab. Das ist eine ganz andere Tätigkeit. Das Ablesen dessen, was sich abzeichnet, ist immer auch ein Abtasten. Das Abtasten ist die Nachahmung des Tastens mithilfe der Augen. Schon Marshall McLuhan hat ausführlich gezeigt, dass die elektronischen Bilder – er sprach damals noch vom Fernsehen und seinem Röhrenbild – keine rein oder auch nur vorwiegend visuellen Bilder seien, sondern vielmehr taktiler Natur. So, wie Blinde mit den Händen sehen können, so können Sehende mit den Augen tasten.¹⁴

Schließlich ist ein Bildschirm nie allein. In der Medienwissenschaft nennen wir dieses Phänomen den *Second Screen*.¹⁵ Zu jedem Bildschirm gibt es einen zweiten und viele zweite Bildschirme. Tendenziell sind wir dann von Bildschirmen ganz und gar umgeben, auch wenn das auf die Bibliothek vielleicht nicht ganz zutrifft. Dennoch haben die Bildschirme das Potential, uns vollkommen einzuhüllen. Sie spannen sich wie eine Haut zwischen uns und der Welt auf. Dabei aber koppeln sie beide gleichzeitig aneinander. Es wäre eine Zwischenhaut, die nach der ersten, unserer Körperhaut, und nach der zweiten, unserer Kleidung, aber vor der dritten, unserem Haus nämlich, liegt.

Die Bibliothek ordnet das digitale Wissen auch nicht mehr an. Es ist nicht mehr schön übersichtlich und vor allem nicht mehr vertikal und hierarchisch angeordnet wie noch die Bücher und die Fenster im Turm. Vielmehr breitet sich das digitale Wissen aus in der Fläche und an der Oberfläche, wie der Ozean. *Toute la mémoire du monde* ist kein Speicher mehr, sondern eine offene See. Deshalb müssen wir auf dieser Oberfläche auch navigieren. Diese Enthierarchisierung oder Horizontalisierung des Wissens bringt auch mit sich, dass es schwieriger wird, verschiedene Wissensgegenstände und Wissenstypen hierarchisch anzuordnen. Das gilt im Kleinen wie im Großen. Wissen über Popsongs, Fernsehserien und Fitnessstudios beansprucht einen gleichen Rang neben dem Wissen über Goethe und Eckermann. Unser europäisch geprägter Wissenstyp muss zunehmend anerkennen, dass es daneben völlig andere Wissensformen gibt, nicht nur in den schon immer respektierten ostasiatischen Kulturen, sondern auch in den bislang weitestgehend ungesesehenen afrikanischen Kulturen und anderen des globalen Südens. *Toute la mémoire du monde* ist plötzlich keine Einheit mehr, die es natürlich auch nie war, sondern eine Pluralität. Wie auf der hohen See schafft hier kein Turm mehr Übersicht.

Taktilität

Deshalb brauchen wir unbedingt ein Navigationsinstrument, ein System von Instrumenten sogar, um

diesen Ozean zu navigieren. Dieses Instrument ist die Kombination aus der Tastatur, der Schaltfläche auf dem Bildschirm und der Maus. Deren Funktionsweise und Kopplungen will ich hier nicht genauer analysieren, das habe ich an anderer Stelle getan, es würde im Moment zu weit führen.¹⁶ Aber man kann festhalten, dass das Navigieren zentral über Tasten und Schalter funktioniert, über das Auswählen und Ansteuern und also über das Zeigen und Berühren mit dem Finger. Insofern hat der Computer etwas Magisches. Ich zeige mit dem Finger auf etwas, und es geschieht.

Vergessen wir nicht, dass das Wort *digital* sich vom lateinischen *digitum* ableitet, was nichts anderes bedeutet als »Finger« (und dann erst Ziffer oder Zahl, vom Abzählen).¹⁷ War beim Buch der vorherrschende Zeichentyp das Symbol, also das Zahlsymbol, der Buchstabe als Symbol des sprachlichen Lautes, das Bildsymbol, entscheidend, so ist es hier der *Index*, die Anzeige und Auslösung. Die entscheidende Handlung ist nicht mehr das Sehen, sondern das Zeigen, die *Deixis*.

So begegnet uns in der digitalisierten Bibliothek ein ähnlicher Gegensatz und eine ähnliche Kopplung wie oben bereits beim optischen Blick, nämlich derjenige zwischen dem Horizontalen und dem Vektoriellen, dem Umherschweifenden und dem Gerichteten. Der Bildschirm gehört zur Ordnung des Umhüllenden und Umfassenden, aber die Kopplung von Tasten und Schaltflächen gehört zur Ordnung der Ausrichtung, der Direktiven, der *Taxis*, des Zeigens, des Auswählens, Adressierens und Bewirkens. Es ist eine gänzlich indexikalische Welt, die genau deshalb auch eine tätige oder operative Welt ist: etwas zu wissen, bedeutet in ihr, etwas zu bewirken oder auszulösen.

Dies nun, die Umstellung von einer dominant visuell geprägten Ordnung der Bibliothek und mithin des Wissens wie auch des Subjekts auf eine taktile Ordnung, hat Folgen. Einige haben wir bereits bemerkt. Der Tastsinn ist nämlich ein ausgeprägter Nahsinn, so wie der Sehsinn, besonders im Turmblick, ein Fernsinn ist. Der Tastsinn kann nur erfassen, was wir auch erreichen können oder was sich uns aufdrängt und anschniegt. Über Bildschirm und Taste erreichen wir die Welt, sie rückt uns auf den Leib und hüllt uns ein. Der Fürst, der dem, was er herabblickend regiert, selbst nicht angehört, und die Leserin, die der Welt, auf die sie durch das Buch blickt, so enthoben ist, dass sie sie objektiv betrachten und dann sogar, im Fall der Fiktionen und des Sinns, kunstvoll wieder mit ihr verstrickt werden muss, sie verschwinden.

Das Subjekt bildet sich nicht mehr durch Abstraktion und Abhebung und in einem streng geschützten Raum der Selbstreflexion aus. Vielmehr ist das Subjekt nun eine Erscheinungsform der digitalen Verkopplung und Verstrickung mit der Welt, deren Teil es unhintergebar ist. Unsere Weimarer Kollegin, die Medienphilosophin Christiane Voß, nennt dies die *Anthropomedialität*.¹⁸

Anthropomediale Relationen, wie sie auch sagt, treten an die Stelle tradierter Vorstellungen vom menschlichen Subjekt als autonom und für sich selbst reflexionsfähig.

Im Tastsinn nämlich melden sich stets Subjekt und Objekt der Wahrnehmung zugleich an. Wenn wir etwas ertasten, dann spüren wir immer auch uns selber. Wir nehmen stets das Tasten im Tasten mit wahr. Das ist beim Blick ganz anders, um uns beim Sehen zu sehen, benötigen wir eine spezielle Apparatur, den Spiegel. Und auch die Hierarchie der Sinne wird vom Tasten infrage gestellt. Nicht etwa deshalb, oder nicht nur deshalb, weil sich nun das Tasten aus dem Untergeschoß des Turms auf seine Zinne aufschwänge und die Hierarchie umkehrte. Vielmehr, so behauptet wenigstens Marshall McLuhan (und der Verfasser gibt es hier einmal einfach weiter), umfasst der Tastsinn zugleich alle anderen Sinne, die als Spezialisierungen der Haut zu begreifen sind. Michel Serres ist derselben Ansicht.¹⁹ Die Netzhaut ist auch nur eine Haut, das Trommelfell ist eine Haut, die Zunge ist eine Haut, und sie alle sind nicht nur auf je spezialisierte Weise auf die Außenwahrnehmung bezogen, sondern auch je aufeinander. Die Übermacht des Taktilen ist demnach gar keine Übermacht, vielmehr stellt, sie, so McLuhan, das Gleichgewicht der Sinne, das berühmte »Interplay of senses« erst wieder her. »Im Zeitalter der Elektrizität wird die ganze Menschheit zu unserer eigenen Haut«, schreibt er.²⁰

Berührungen

Verstrickungen

Was aber bedeutet all das für den traditionellen Buchbestand einer Bibliothek, deren Sammlung ihren Schwerpunkt und ihre Alleinstellung in Wissen und Literatur des 18. Jahrhunderts hat? Kann sie, und insbesondere: soll sie all ihre Buchbestände nun digitalisieren? Gewiss kann sie das tun, vielleicht ist es eine gute Idee, das visuelle, symbolische und literarische Wissen im Digitalen, nach und nach mit einer neuen, veränderten Sinnlichkeit, also im taktilen, indexikalischen und bildschirmgestützten Regime, zu erhalten und verfügbar zu machen. Aber jenseits davon kann man die Dinge auch ganz anders wenden. Denn wenn wir nun, vermittelt durch die Digitalisierung, also die Taktilisierung unserer Kultur, ein neues Gleichgewicht der Sinne erlernen, eine grundsätzliche Verstricktheit mit der Welt erfahren und der Einblick in die Welt vom Eingriff in die Welt nicht mehr abtrennbar ist, dann ändert sich auch unser Verhältnis zum Buch. Vielleicht können wir dann auch erkennen, dass das Buch und die Bibliothek zu keinem Zeitpunkt, auch in seiner großen Ära als Leitmedium des Wissens und der Sinnerfahrung, genau und nur das war, was wir bis dahin gedacht haben.

Gerade die Bibliothek ist ein Ort, an dem wir das taktile Verhältnis zum Buch und seine haptischen Qua-

litäten kennen und schätzen lernen können und immer konnten. Hier rücken uns die Bücher nämlich auf den Leib und wir ihnen. Das Anfassen und Erfassen eines Buches konfrontiert uns mit seinen materiellen Beschaffenheiten. Es hat eine bestimmte Oberfläche, glatt, rau, fest, biegsam, brüchig, glänzend. Es ist aus einem bestimmten Material gemacht. Es hat ein Volumen und ein Gewicht, geradezu einen Körper. Das hat im Regime des visuellen Wissens nie eine große Rolle gespielt, aber nun könnten wir darauf achten. Überdies haben gerade die seltenen Bücher buchstäblich ein Eigengewicht, es handelt sich nämlich um dieses hier, und genau dieses Exemplar, mit seiner Geschichte und seinem Ort. Darin aktualisiert sich auch beim Buch das Moment der Adressierung und Individuierung, während wir allgemein von der Reproduzierbarkeit und sogar Massenhaftigkeit des Buches als seinem Merkmal ausgehen, wie oben ja schon bemerkt.

Wir können lernen, uns einmal mit der Materialität und der Herstellung des Buches, dieses Buches, zu befassen, statt immer nur mit seinem vorgeblichen Inhalt und seinem Sinn. Als Objekt gehört das Buch derselben Welt an, von der uns das Lesen abbrückt. Das Herstellen wie das Handhaben des Buches ist ein Eingriff in dieselbe Welt, der auch das Buch angehört und von der es am Ende handelt. Materialbeschaffenheit und Formattierung des Papiers, Art des Drucks und der Schwärze, Bindung, Provenienz und Schicksal des Buches, Spuren der Benutzung und der Lektüre, all das war bislang ein Interesse einiger weniger Spezialisten, Buchwissenschaftlerinnen, Restauratoren und anderer. Aber in der Bibliothek können wir auch als ganz normale Lesende dazu ein neues Verhältnis bekommen. Und angeregt von der Operativität des Digitalen, der Kopplung von Einsicht in Eingriff, können wir uns auch ganz neu mit der Operativität des Buches befassen. Der Verfasser profitiert hier von der Forschung anderer und namentlich seines Kollegen Bernhard Siegert.²¹ So wie Rechner eine Handhabung durch Tasten benötigen, so benötigt auch das Buch spezifische Operationen, etwa solche des Öffnens und Schließens, des Umblätterns und Umwendens, des Zurückblätterns. Das ist alles andere als trivial. Es setzt uns zum Beispiel in ein gänzlich unabstraktes Verhältnis zum Buch, und zum Verhältnis von Fläche (nämlich der Seite) und Raum und von Raum und Zeit in der Bewegung, nämlich des Umblätterns.

Unruhe

Die Königsfrage dabei ist vielleicht diejenige danach, wie denn der abstrakte Sinn an die konkrete Materialität des Buches gebunden ist. Traditionell haben wir, wie bereits weiter oben gesagt, gelernt, dass der Sinn eines Textes mit seiner Materialität nichts zu tun hat. Das Material ist geduldig und gleichmütig, es trägt und erträgt, was man ihm aufträgt und aufgibt und aufdrückt. Entscheidend ist allenfalls die Form, die sich

ihm auf- und einprägt und dadurch auch uns prägt, unser Wissen und unsere Erfahrung und unsere Persönlichkeit. Was aber, wenn das Material so passiv gar nicht ist? Wenn es doch mitarbeitet am Sinn oder doch zumindest die Bedingungen schafft dafür, dass er sich aus dem Material erheben, vom Material abheben kann? Das ist, was das Buch angeht, doch gar nicht so abwegig. Die Einteilung eines Textes in Kapitel zum Beispiel ist wichtiger Bestandteil seiner Argumentations- und Sinnstruktur, aber die Verteilung des Textes auf Seiten, zwischen denen man blättern kann und muss und die also die Lesehandlung skandieren, ist es auch. Auch Rück- und Vorverweise eines Buches auf andere Stellen im selben Buch können ein Vor- und Zurückblättern auslösen und so Sinnstruktur und Operativität miteinander verschränken. Selbst die Größe der Typen hat mit der Lesbarkeit und Verständlichkeit eines Textes unmittelbar zu tun, und die Wahl der Schrifttype kann sogar noch mehr sein, ein Kommentar geradezu. Kurz, wir können in der Bibliothek beobachten, wie der Sinn des Textes, statt immer nur dem geduldigen Material aufgedrückt zu sein, aus ihm vielmehr erst abhebt oder emergiert.

Und noch ein letztes sei angefügt, ein Gedanke, den der Verfasser hier ebenfalls nur zitieren kann, den nämlich der Kollege Jörg Paulus aufgebracht hat in seinen Überlegungen zum Archiv.²² Wie beim Archiv, so können wir uns auch bei der Bibliothek fragen, was sie eigentlich tut, wenn wir nicht darin sind. Beim Digitalen gehen wir ja auch davon aus, dass das Netz und die Cloud unentwegt weiterarbeiten, auch wenn wir gerade nicht dabei sind, und sogar dann, wenn einmal gar niemand an den Endgeräten sitzen sollte, denn es handelt sich um automatisierte Systeme, die sich andauernd selbst kopieren, verwalten, revidieren, an- und fort-schreiben. Die schwache Subjektivität, der wir im Taktiken begegnen, legt den Gedanken nahe, das Subjekt auch einmal ganz einzuklammern und wegzudenken oder die althergebrachte Besonderheit des Subjekts, nämlich mit Reflexionsfähigkeit und Bewusstsein begabt zu sein im Unterschied zur bloßen Materie, die es umgibt, hintanzustellen und das Subjekt auf das zu reduzieren, was es mit der übrigen Welt teilt, nämlich, wenngleich höchst kunstvoll, organisierte und verstrickte Materie zu sein.²³

Dann kann man auf den Gedanken kommen, dass nicht nur Subjekte etwas mit den Büchern und diese mit den Subjekten anstellen (nämlich: einander gegenseitig zu verfertigen), sondern auch die Bücher untereinander, ganz ohne uns. Es gibt ein Eigenleben der Bücher. Vielleicht benutzen ja auch die Bücher die Subjekte und nicht nur umgekehrt. Das mag verrückt klingen. Aber schon Borges und Eco stellen solche Überlegungen in ihren großen Texten über die Bibliotheken an, und Jörg Paulus hat das Phänomen der, wie er sagt, »Aktenunruhe« im Archiv untersucht.²⁴ Was wissen die Bücher voneinander? Müsste *toute la mémoire du monde* nicht auch dasjenige Wissen enthalten, das die Bücher für sich

behalten und das den Menschen vorenthalten bleibt? Ist es wirklich Zufall und Willkür, wie die Bücher in den Regalen stehen, oder nichts als Systematik und Ordnung? Treten Bücher mit Büchern nicht in physischen Kontakt, berühren sie einander nicht – und was geschieht dann? Was geschieht mit der Nachbarschaft, wenn Bücher in den Regalen verstellt werden? Gibt es etwa chemische und physikalische Reaktionen zwischen den Materialien eng beieinanderstehender Bücher, die dann z. B. die Lesbarkeit fördern oder beeinträchtigen? Was macht der Wurm? Oder wirken die Bücher sogar auf Distanz aufeinander ein? Jedenfalls könnte der Verfasser es sich vorstellen und würde es sich wünschen, dass die Bibliothek ein Ort ist, an dem neben der Ruhe des Lesens auch die Unruhe der Bücher ihren Platz hat.

Anmerkungen

- 1 Ein noch sehr früher Stand dieser Überlegungen findet sich auch in: Lorenz Engell: Sinn und Sinnlichkeit (Turm und Taste). Über Fern- und Nahmedien, in: Lorenz Engell: Ausfahrt nach Babylon. Essays und Vorträge zur Kritik der Medienkultur, Weimar: VDG 2000, S. 305–324.
- 2 S. dazu Stephan Hesper: Der sterbliche Körper des Geistes. Die Bibliothek als Gedächtnismetapher in *Toute la mémoire du monde* von Alain Resnais, in: Scarlett Winter, Susanne Schlünder (Hrsg.): Körper – Ästhetik – Spiel. Zur filmischen *Écriture* der Nouvelle Vague, München: Fink 2004, S. 61–70.
- 3 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- 4 Marshall McLuhan: Die Gutenberg Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters, Düsseldorf: Econ 1968.
- 5 Marshall McLuhan: Die magischen Kanäle. Understanding Media, Düsseldorf: Econ 1968, S. 18 f.
- 6 Horst Blanck: Das Buch in der Antike, München: Fink 1992; Michael Giesecke: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie zur Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, S. 63 ff. S. a. Elisabeth Eisenstein: Die Druckerpresse. Kulturrevolution im frühen modernen Europa, Wien, New York: Springer 1991.
- 7 Jorge Luis Borges: Die Bibliothek von Babel, in: Jorge Luis Borges: Blaue Tiger und andere Geschichten, München: Hanser 1988, S. 70–79.
- 8 Michael Diers et al. (Hrsg.): Der Turm von Jena. Architektur und Zeichen, Jena: FSU 1999.
- 9 Umberto Eco: Der Name der Rose, München: Hanser 1982; Umberto Eco: Die Bibliothek, München: Hanser 1987.
- 10 Jean François Lyotard: Die Mauer des Pazifik, Graz u. a.: Passagen Verlag 1985.
- 11 Christian W. Thomsen: Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Wachttürme, Leuchttürme, Elfenbeintürme. Leonhard Alfes zum 65. Geburtstag, Siegen: UGH 1985.

- 12 S. dazu detailliert Lorenz Engell: *Ausfahrt nach Babylon. Die Genese der Medienkultur aus Einheit und Vielheit*, in: Lorenz Engell: *Ausfahrt nach Babylon*, a. a. O., S. 263–303.
- 13 Gilles Deleuze: *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*, in: Gilles Deleuze: *Unterhandlungen 1972–1990*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, S. 254–262.
- 14 Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle*, a. a. O., S. 354–383.
- 15 Markus Stauff: *Taming distraction. The second-screen assemblage, television, and the classroom*, in: *Media and Communication*, 4 (3), 2016; Markus Stauff: *The Second Screen: Convergence as Crisis*, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, 6 (2), 2015, S. 123–144.
- 16 S. dazu Lorenz Engell: *On the Anthropology of the Mode double Click*, in: Christiane Voß, Lorenz Engell, Tim Othold (Hrsg.): *Anthropologies of Entanglement*, New York: Bloomsbury (im Erscheinen).
- 17 Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle*, a. a. O., S. 128–141.
- 18 Christiane Voß: *Auf dem Weg zu einer Medienphilosophie anthropomedialer Relationen*, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung (ZMK)*, 1/2 (2010), S. 170–184.
- 19 Michel Serres: *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, S. 30–42; S. 73–77, S. 88–108.
- 20 Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle*, a. a. O., S. 64.
- 21 Bernhard Siegert: *Öffnen, Schließen, Zerstreuen, Verdichten. Die operativen Ontologien der Kulturtechnik*. In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung (ZMK)* 8/2 (2017): *Operative Ontologien*, S. 95–113. S. a. Bernhard Siegert: *Türen. Zur Materialität des Symbolischen*. In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, Heft 1/2010: *Schwerpunkt Kulturtechnik*, S. 151–170 sowie Bernhard Siegert, Helga Lutz: *In der Mixed Zone. Klapp- und faltbare Bildobjekte als Operatoren hybrider Realitäten*, in: David Ganz und Marius Rimmel (Hg.): *Klappereffekte. Faltbare Bildträger in der Vormoderne*, Berlin 2016, S. 9–38.
- 22 Jörg Paulus: *Aktenunruhen*. In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung (ZMK)* 9/2 (2018), S. 59–78.
- 23 Pier Aldo Rovatti, Gianni Vattimo (Hrsg.): *Il pensiero debole*, Milano: Feltrinelli 2010; René Scheu: *Das Schwache Subjekt. Zum Denken von Pier Aldo Rovatti*, Wien: Turia und Kant 2008.
- 24 Jorge Luis Borges: *Die Bibliothek von Babel*, a. a. O.; Umberto Eco: *Der Namen der Rose*, a. a. O.; Jörg Paulus: *Aktenunruhen*, a. a. O.



Verfasser

Prof. Dr. Lorenz Engell, Bauhaus-Universität Weimar, Internationales Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM), Cranachstraße 47, 99423 Weimar, Telefon +49 3643 58-4010, Lorenz.Engell@uni-weimar.de
Foto: IKKM Weimar